

Darum gehen wir aufs Internat

Ein bisschen Kinderbuchromantik, ein bisschen Elite und Harry Potter – mit Internaten sind allerlei Bilder und Klischees verknüpft. Vier Schüler aus Baden-Württemberg erzählen uns von ihrem Leben im Internat.

Aufgezeichnet von Sandra Markert

Mitten im Idyll: das Internat Schloss Salem

Fotos: Alexander Stertzik, imago/Daniel Schoenen, privat (3)

„Plötzlich ganz viele Geschwister“

Marius Hefner, 19 Jahre,
Merz-Schule Stuttgart

Als ich 13 war, haben mich meine Eltern gefragt, ob ich mir nicht vorstellen könnte, auf ein Internat zu gehen. Sie hatten jobbedingt nicht so viel Zeit, und ich war neugierig, es mal auszuprobieren. Ich bin Einzelkind und hatte mir immer Geschwister gewünscht. Im Internat bekam ich dann plötzlich ganz viele, es war immer etwas los. Aber natürlich gibt es dann auch mal Streit, und es ist manchmal schwierig, sich zurückziehen und für sich zu sein, gerade wenn man kein Einzelzimmer hat. Daran muss man sich schon gewöhnen.

Die letzten zwei Jahre war ich auch Internatssprecher und konnte mich so stark für die Interessen von uns Schülern einsetzen, zwischen Schülern oder zwischen Lehrern und Schülern vermitteln. Es ist schön, wenn man eine solche Verantwortung übernehmen darf. Wir sind hier ja eine Eliteschule des Sports, weshalb ich auch immer Mitschüler hatte, die Leistungssportler sind – im Kader für Olympia oder so. Sie werden darin unterstützt, dass die das alles mit der Schule unter einen Hut bekommen, das finde ich gut. Ich selbst habe lang Fußball gespielt, dann Kickboxen gemacht. Die zwei Jahre vor dem Abi hat mir dazu dann aber leider die Zeit gefehlt.

Jetzt bin ich mit der Schule fertig, und mein Auszug aus dem Internat steht bevor. Ich bin mir sicher, das wird nach so einer langen Zeit schon komisch werden ohne all die vertrauten Leute um einen herum. Aber ich werde erst einmal zu meinen Eltern nach Karlsruhe ziehen, und zwar mit meiner Freundin zusammen – es wartet also schon eine neue, schöne Zeit auf mich.

„Schon mein Vater war auf dem Internat“

Theresa Lenz, 15 Jahre,
Kolleg St. Blasien

Schon mein Vater und meine Tante waren früher hier auf dem Internat. Die haben mir immer so tolle Geschichten erzählt von ihrer Schulzeit, da wusste ich früh: Das will ich auch. Wir sind eine katholische Familie, deshalb gefällt es mir auch, dass die Kirche an der Schule eine wichtige Rolle spielt. Am Sonntag treffen sich beispielsweise alle Schüler morgens zum Gottesdienst im Dom und ziehen sich auch so an, wie man eben in eine Kirche geht. Ich genieße die Stimmung dort sehr, alle kommen gemeinsam zur Ruhe.

Was für mich schon eine sehr große Umstellung war, war die Trennung von meinen Eltern und meinen beiden Geschwistern. Mit denen habe ich früher sehr viel Zeit verbracht. Früher hatte ich dreimal in der Woche nachmittags Unterricht. Das gibt es hier bis zur 9. Klasse nicht, weil wir auch am Samstag Schule haben. So bleibt mir jetzt mehr Zeit, unter der Woche noch Hobbys zu haben. Ich habe mit Hockey angefangen, spiele Klavier und Flöte.

Und weil wir von 16 bis 18 Uhr alle zusammen Studienzzeit haben, habe ich auch nicht mehr das Gefühl, etwas zu verpassen, solange ich meine Hausaufgaben mache oder lerne, weil ich weiß: Alle meine Freunde sitzen ja auch mit mir hier, und wir lernen auch oft in Gruppen. Diese Struktur tut mir sehr gut.

INTERNATE IN DEUTSCHLAND

Schwerpunkte In Deutschland gibt es mehr als 300 verschiedene Internate, viele davon pflegen einen Schwerpunkt wie etwa Sport, Musik, Kunst, Hochbegabung.

Motive Neben diesen Schwerpunkten nennen Eltern wie Schüler häufig die kleineren Klassen, Über- oder Unterforderung, die Gemeinschaft vor Ort, Selbstständigwerden sowie eine allgemeine Unzufriedenheit mit öffentlichen Schulen als Gründe für einen Internatsbesuch, erzählt Janka Zöllner, Geschäftsführerin von „Töchter und Söhne“, einer Agentur, die Eltern zum Thema Internate berät.

Kosten Darin unterscheiden sich die Internate stark. So gibt es einige staatliche Internate, bei denen 500 Euro im Monat anfallen. Für die größte Zahl der privat getragenen Internate werden „Töchter und Söhne“ zufolge etwa zwischen 1500 und 4000 Euro im Monat fällig. Die günstigeren Internate sind meist in kirchlicher Trägerschaft und werden über die bischöflichen Diözesen oder die Landeskirchen finanziell unterstützt.

Stipendien Weil fast alle Internate gemeinnützig sind, haben nahezu alle Häuser Stipendien- und Nachlassprogramme, mit denen sich die anfallenden Gebühren teils deutlich reduzieren lassen. Neben den von den Internaten selbst angebotenen Stipendien und Nachlässen gibt es mit der Dornier-Stiftung, der Neumayer-Stiftung und dem Verein plus-MINT drei Organisationen, über die man sich auf Stipendien an Internatsschulen bewerben kann. Soll ein Internat mit einem anerkannten Fächerangebot besucht werden, das es am Heimatort nicht gibt, so besteht auch die Möglichkeit, Schüler-Bafög zu erhalten.

„Wie in einer riesigen Familie“

Karlotta König, 17 Jahre,
musisches Internat Martinihaus,
Rottenburg am Neckar

Da meine Mutter gestorben ist, bin ich vor zwei Jahren ins Martinihaus gezogen, zusammen mit meiner fünf Jahre jüngeren Schwester. Das Besondere an unserem Internat ist, dass wir alle auf öffentliche Schulen in Rottenburg gehen. Nachmittags haben wir dann eine gemeinsame Lernzeit mit Betreuung. Und es gibt auch die Möglichkeit, Nachhilfe bei Nachhilfelehrern oder bei Studenten zu nehmen.

Wir haben ein sehr freundliches Umfeld hier mit derzeit 23 Internatsschülern zwischen 11 und 18 Jahren. Wir kennen uns untereinander sehr gut und leben mit den Betreuern zusammen wie in einer riesigen Familie. In unserer Freizeit können wir uns beispielsweise auf dem Outdoor-Spielplatz, in der Turnhalle oder im Fitnessraum bewegen. Ich singe gern im Chor zusammen mit Freunden oder auch solo. Dafür übe ich wöchentlich in der Stimmübung. Außerdem gehe ich gerne in die Koch- und Back-AG, bastle, male oder nähe. Abends treffen wir uns dann in der Hauskapelle zu einem Abendimpuls.

„Der Umgang ist viel persönlicher“

Madita Knäbel, 17 Jahre,
Internat Schloss Salem

Bis zur 9. Klasse war ich auf einer ganz normalen Schule in Konstanz. Die meisten meiner Mitschüler haben in den umliegenden Dörfern gewohnt, nachmittags hatte man da nicht mehr so viel Kontakt untereinander. Mir hat eine engere Gemeinschaft gefehlt. Als mein älterer Bruder sich dann dafür entschieden hat, ins Internat zu gehen, habe ich gesehen: Dort gibt es genau so ein Miteinander. Das wollte ich auch.

Früher waren in meiner Klasse 30 Schüler, jetzt sind wir noch maximal 17, da ist der Umgang viel persönlicher, auch mit den Lehrern. Bis zur 10. Klasse teilen wir uns in Salem zu dritt ein Zimmer, und wenn man jeden Abend zusammen Zähne putzt, lernt man sich natürlich nochmals ganz anders kennen. Die Coronazeit hat uns dann sowieso sehr eng zusammengeschweißt, da war ich wirklich froh, nicht wie so viele andere allein im Homeschooling zu sein, sondern hier, mit allen anderen.

Was mir auch an meinem Internatsleben gefällt, ist, dass wir an der Schule 42 verschiedene Nationen haben. Für uns ist es ganz normal, auf den Fluren Englisch miteinander zu sprechen. So lernt man die Sprache ganz nebenbei im Alltag, das ist super. Obwohl ich nur eine gute Stunde von meinem Elternhaus entfernt wohne, bleibe ich auch an den Wochenenden meist im Internat bei meinen Freunden. Wegen den vielen internationalen Schülern haben wir auch samstags Unterricht und dafür dann längere Ferien. Die verbringe ich dann gern zu Hause.

Wie viele Sexualpartner sind normal?

Ein paar Sexualpartner gehabt zu haben, kann eine gute Erfahrung sein. Aber manchmal will man damit auch etwas kompensieren.

Von Florian Gann

Sucht man im Internet nach der „richtigen“ Anzahl an Sexpartnerinnen und Sexpartnern, geht's vogelwild zu: Eine britische Umfrage will herausgefunden haben, dass es Männern sowie Frauen am liebsten sei, wenn der jeweilige Partner mit acht bis zwölf Menschen im Bett war. Auf der Plattform Tiktok fragen sich junge Menschen gerne nach dem „Body Count“ – also der Anzahl der bisherigen Sexualpartner. Die Antworten liegen zwischen null und irgendwo jenseits der 30. Und britische Forscherinnen und Forscher haben 2016 in einer Studie herausgefunden, dass sich Männer und Frauen bei Partnern zwei bis drei vorhergehende Sexualpartner wünschen. Das wider-

spricht auch der These, dass Promiskuität bei Männern mehr toleriert wird als bei Frauen – zumindest in Beziehungen.

Die tatsächlichen Durchschnittswerte liegen in Deutschland aber höher. Männer hatten durchschnittlich 9,8 und Frauen 6,1 Sexualpartnerinnen oder Sexualpartner, ergab die Studie zu Gesundheit und Sexualität in Deutschland von 2019, die unter anderem vom Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf (UKE) durchgeführt wurde. Diese Zahl gibt den Durchschnitt über alle Altersgruppen hinweg an. In der Altersgruppe der 18- bis 25-Jährigen sind es noch etwa vier Sexualpartner, in den Altersgruppen darüber steigt die Zahl aufgrund längerer sexueller aktiver Zeit an.

Aufgrund sozialer Erwartungen hätten Männer die Tendenz, „sich als sexuell erfahren und aktiv darzustellen“, heißt es in der Studie. Frauen erwarteten bei der Angabe einer hohen Partnerzahl eher eine negative Beurteilung und würden diese daher eher kleiner darstellen. In anderen Worten: Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte zwischen 9,8 und 6,1, also bei etwa acht Sexualpartnern.

Die eigentliche Frage ist aber: Was verrät der „Body Count“ über einen Menschen? „Die Zahl sagt nichts über die Qualität des Sex aus“, sagt die Münchner Paar- und Sexualtherapeutin Heike Melzer.

Aber braucht es nicht ein paar Sexualpartner, um etwas über die eigene Sexualität zu lernen? „Es gibt einen Unterschied zwi-

schen ein oder zwei und zehn Sexualpartnern“, sagt Julia Henchen, Sexualtherapeutin aus Tiefenbronn. Anfangs könne man lernen, dass jeder Mensch unterschiedlich sei, was eine Person gut finde, klappe bei einer anderen nicht. Zudem könne man durch andere Menschen neue Erfahrungen machen, man werde vielleicht auf eine Art berührt, die man zuvor nicht kannte und die man gut finde. „Die Frage ist, wie viele Sexualpartner brauche ich, um das zu verstehen“, sagt Henchen. Irgendwann kommt wohl kein großer Erkenntnisgewinn mehr dazu.

Noch nie mit jemandem geschlafen zu haben, sei durchaus schambefahft, sagt die Münchner Paar- und Sexualtherapeutin Heike Melzer, und das Vergleichen der Anzahl

von Sexualpartnern übe durchaus Druck aus. „Aber wenn es eine Handvoll, vielleicht auch zwei oder vier Hände voll an Sexualpartnern sind, dann ist noch alles im grünen Bereich“, sagt Melzer.

Aber habe man das Bedürfnis, immer wieder mit weiteren Menschen zu schlafen, könne ein ängstlicher oder vermeidender Bindungstyp dahinter stecken, sagt Julia Henchen. Heike Melzer meint: „Vielleicht brauche ich diesen ständigen Belohnungsreiz in mir habe, und ich versuche über die Sexualität eine Wertigkeit in mir selbst zu finden.“

Und es gibt zudem Studien, die nahelegen, dass Menschen mit vielen Sexualpartnern kürzere Beziehungen führten. Für Heike Melzer ist das logisch. „Wenn ich viele Sexpartner habe, kann ich nicht viele Beziehungen führen“, sagt Melzer.

„Vielleicht brauche ich den ständigen Belohnungsreiz durch Sex. Das könnte bedeuten, dass ich keine Selbstsicherheit in mir habe.“

Heike Melzer,
Paartherapeutin